These sozusagen nebenbei. Erst nachdem Thomas Kuhn 1962 darauf hingewiesen hatte, wurde sie richtig rezipiert. In einem ersten Hauptabschnitt umreißt Forstner die frühen Erklärungen der Quantenmechanik, die hauptsächlich in den europäischen Zentren der modernen Physik erarbeitet wurden. Typisch für ein Denkkollektiv, kommunizierten ihre Träger miteinander, bildeten «esoterische» Zirkel, kritisierten die unterschiedlichen Ansätze und einigten sich schliesslich auf die sogenannte statistische Kopenhagener Interpretation. Einstein verhielt sich dazu skeptisch, mit dem Einstein-Podolsky-Rosen-Paradoxon von 1935 als Höhepunkt (Bohm sollte unter anderem hier anknüpfen). Die Physikergemeinschaft der USA rezipierte die moderne europäische Physik seit den 1920er Jahren und integrierte sie in ihren pragmatischeren Denkstil. Forstner untersucht die Biographien der beiden Exponenten eingehend in zwei Fallstudien. Diejenige Feynmans zeigt uns einen Physiker, der zeitlebens im wissenschaftlichen Way of Life seines Landes integriert war, künftigem Geniekult und exzentrischem Verhalten zum Trotz. Er promovierte 1942 in Princeton mit einem Beitrag zur Quantenmechanik und wirkte alsdann erfolgreich am Manhattan Project mit. Ab 1946 in Cornell tätig, forschte und lehrte er seit 1951 am CalTech. 1965 erhielt er zusammen mit Schwinger und Tomonaga den Nobelpreis, in Anerkennung seiner Beiträge zur Entwicklung der Quantenelektrodynamik, unter anderem auch der praktikablen Feynman-Diagramme. Mehrere Fachbücher und gekonnte Selbstdarstellung machten ihn populär. David Bohm begann das Physikstudium am Pennsylvania State College und setzte es am CalTech fort. Unter Oppenheimer forschte er ab 1941 am Berkeley Radiation Laboratory. Schon als Jugendlicher sozial denkend, schloss er sich dortigen «linken» Gremien an. Vorerst im Denkstil der US-Physik aktiv, wurde er 1947 Professor in Princeton. Sein Lehrbuch «Quantum theory» akzentuierte 1951 einige methodische und philosophische Aspekte etwas anders, kam aber gut an. Kurz vor der Veröffentlichung geriet er in McCarthys Netze und verlor die Professur. Er emigrierte nach Sao Paolo, dann nach Israel; schon 1952 rang er sich zu einer neuen Interpretation der Quantentheorie mittels «hidden variables» durch. Ab 1957 fasste Bohm Fuss in England (zunächst in Bristol, ab 1961 am Birbeck-College London) und fand zunehmend breitere Anerkennung als Physiker und Wissenschaftsphilosoph. Für Forstner ist Wissenschaft nicht zuletzt «soziale Tätigkeit» und der Forscher eingebunden «in ein oder mehrere Denkkollektive» mit entsprechendem Anpassungsdruck. Erst mit der Ausbootung schlug sich Bohms Weltanschauung, «der Denkstil seines ehemaligen politischen Kollektivs», auch in seinen wissenschaftlichen Arbeiten nieder.

Beat Glaus, Zürich

Helm, Jürgen: **Krankheit, Bekehrung und Reform.** Medizin und Krankenfürsorge im Halleschen Pietismus. Tübingen, Verlag der Franckeschen Stiftungen Halle im Max Niemeyer Verlag, cop. 2006. VII, 245 S. Fr. 65.–; € 38.–. ISBN 978-3-484-84021-8 (Niemeyer); 978-3-931479-86-2.

Über Praktiken, Krankheit und Medizin im Pietismus, im bzw. um das 18. Jahrhundert herum, sind in den letzten Jahren zahlreiche Publikationen erschienen: Johanna Geyer-Kordeschs *Leben und Werk Georg Ernst Stahls* (2000), Katharina Ernsts

Krankheit und Heilung (2003), der von Richard Toellner herausgegebene Tagungsband *Die Geburt einer sanften Medizin* (2004), Ulrike Gleixners *Pietismus und Bürgertum* (2005) sowie *Gesundheit und Krankheit bei Ulrich Bräker* (2005) von Susanne Hoffmann. Und auch in Jürgen Helms Habilitationsschrift, in der es um die Gesundheitsversorgung im Halleschen Pietismus in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts geht, stehen Praktiken im Vordergrund. Er fragt, «ob und wie ein religiös fundiertes Medizinkonzept – das auch damals «Alternativcharakter» hatte – in der medizinischen Praxis wirksam werden konnte» (1). Dabei setzt sich Helm kritisch mit dem Begriff «pietistische Medizin» auseinander, wie ihn Christa Habrich 1977 geprägt hat und wie er inzwischen zu einem Topos der Forschung geworden ist.

Drei Ebenen nimmt Helm in den Blick: die Franckeschen Anstalten, die Stadt Halle und das Territorium Brandenburg-Preussen. Ausgehend von der pietistischen Lebenspraxis arbeitet Helm in den ersten beiden Kapiteln das Medizinkonzept in der Theorie Ernst Georg Stahls, in der populären wie akademischen Rezeption von Stahl sowie in der Programmatik der Franckeschen Anstalten heraus. Klar grenzt der Autor sich dabei von der Stahl-Interpretation Geyer-Kordesch ab, wenn er überzeugend aufzeigt, wie erst die vereinfachende, einengende und verzerrende *religiöse* Auslegung der pietistischen Ärzte aus Stahls Animismus ein genuin «pietistisches Konzept» gemacht hat, eine «pietistische Medizin» für Leib *und* Seele. Im dritten Kapitel beschreibt Helm darauf aufbauend die Krankenfürsorge in den Franckeschen Anstalten: Einrichtungen, Personal, Krankheiten, Therapien und Massnahmen zur Gesunderhaltung; eine Todesursachen- und eine Mortalitätsstatistik runden die Darstellung ab. Es ist das umfangreichste wie stärkste Kapitel des Buches, denn der Autor vermag hier an den Quellen zu belegen, wie deutlich die medikale Praxis in den Franckeschen Anstalten doch hinter deren holistischer Programmatik einer «pietistischen Medizin» zurückgeblieben ist. Im vierten Kapitel weitete Helm den Blick auf die Beziehungen zwischen den Franckeschen Anstalten und dem Gesundheitswesen in Halle. Deren Armensprechstunde (für jährlich immerhin ca. 12 000 Patienten) interpretiert er im Ergebnis als nicht-intentionale Medikalisierung der Unterschichten. Zudem sei die Armensprechstunde der Ort des Collegium clinicum gewesen, womit Helm einen zweiten Topos der Medizingeschichte widerlegt – denjenigen, dass die Universität Halle Vorreiter in der *klinischen* Mediziner Ausbildung gewesen sei. Im letzten und vergleichsweise knappen fünften Kapitel untersucht der Autor schliesslich die Verflechtungen des Halleschen Pietismus mit dem Gesundheitswesen in Brandenburg-Preussen, die er insgesamt aber als sehr begrenzt einschätzt.

Dank des sorgfältigen, methodisch reflektierten und schlüssigen Vorgehens ist Helms Studie eine Bereicherung sowohl für die Pietismusforschung als auch die Medizin- bzw. Gesundheitsgeschichte, weil sie überkommene Forschungstopoi hinterfragt und unpolemisch korrigiert. Auch steht sie mit ihrer praktischen Perspektive vorbildlich für eine modernisierte Institutionengeschichte. Einziger Wehrmutstropfen ist ihr manchmal allzu didaktischer Argumentationsgang, der jedoch auch durch den interdisziplinären Charakter medizinhistorischen Arbeitens und Rezipierens begründet sein mag. Genannt seien dazu etwa der mehr als zweiseitige Exkurs über retrospektive Diagnosen sowie die kleinschriftigen Zusammenfassungen am Ende der Kapitel, durch die sich Helms sonst sprachlich exzellentes Buch etwas zäh und schleppend liest.

Susanne Hoffmann, Stuttgart (D)